

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Von der Berliner Graff-Ausstellung
Autor: O.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sowohl sein Denkmal wie in Venedig; aber der tiefgehende Einfluß, den er auf die geistige Jugend eines ganzen Ländchens ausübt, wäre niemals denkbar ohne den warmen und ununterbrochenen Kontakt, den er durch riesige, unermüdete Arbeit mit den Lesern des „Bund“ wahrte. Nur so war es möglich, daß der „italienische Zauber“ seiner Natur zur erzieherischen Macht wurde . . .

Das alles kam mir zum ersten Mal voll zum Bewußtsein,

als ich Widmanns Name im dunkeln Wasser der Lagune sich spiegeln sah und er in den Zauber seiner Umgebung so ganz hineinpaßte, so selbstverständlich und natürlich wie das Lied des Gondoliere. Und mir wird immer warm ums Herz, wenn ich daran denke, wie wohl es diesem Namen dort sein muß, in der reinen Luft jener zeitlosen Stadt der Poesie, die mit ihren kühlen Wasserarmen all die neuen so bald veralteten Erregungenschaften des modernen Verkehrs auf immer von sich abhält.

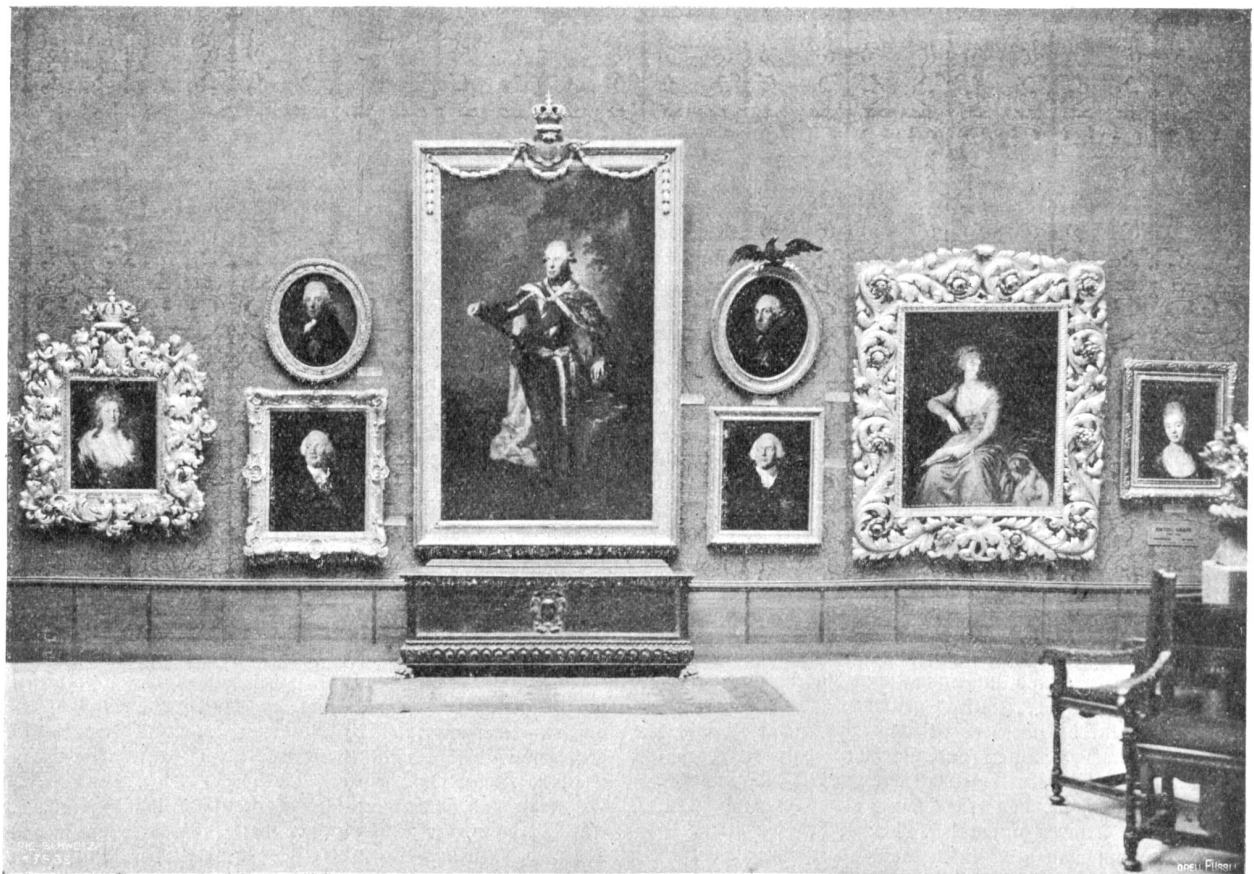
M. W.

Von der Berliner Graff-Ausstellung.

Mit drei Abbildungen.

Bald sind es hundert Jahre, seit unser Landsmann Anton Graff aus Winterthur zu Dresden als königlich sächsischer Hofmaler sein langes, so fabelhaft fruchtbares Leben geschlossen, und bereits rüstet sich der Sächsische Kunstverein für eine große Gedächtnisausstellung in Dresden auf das Jahr 1913, zur hundertsten Wiederkehr von Graffs Todestag. In Berlin aber hat man nicht warten mögen, und mit ihrer Graffausstellung, die in diesen Tagen nach fünfwöchiger Dauer sich wieder aufgelöst, hat die hochangesehene Kunstgalerie Eduard Schulte unter den Linden einen längst gehegten Lieblingsplan mit Glück und mit größtem Erfolg zur Verwirklichung gebracht. Neben Dresden und Leipzig, neben der alten schweizerischen Heimat, zu der Graff in steten regen Beziehungen verblieben, war schon seit 1771 auch die Residenz Friedrichs des Großen ein Hauptfeld seiner künstlerischen Tätigkeit. Von hier hatte er die Gattin heimgeführt in der ältern Tochter Sulzers, seines gleichfalls „berühmten“ Mitbürgers aus Winterthur, der seit 1747 zu Berlin am Joachimsthalschen Gymnasium Mathematik dozierte und daneben stets in ästhetischen Dingen ein gewichtig Wort mitsprach,

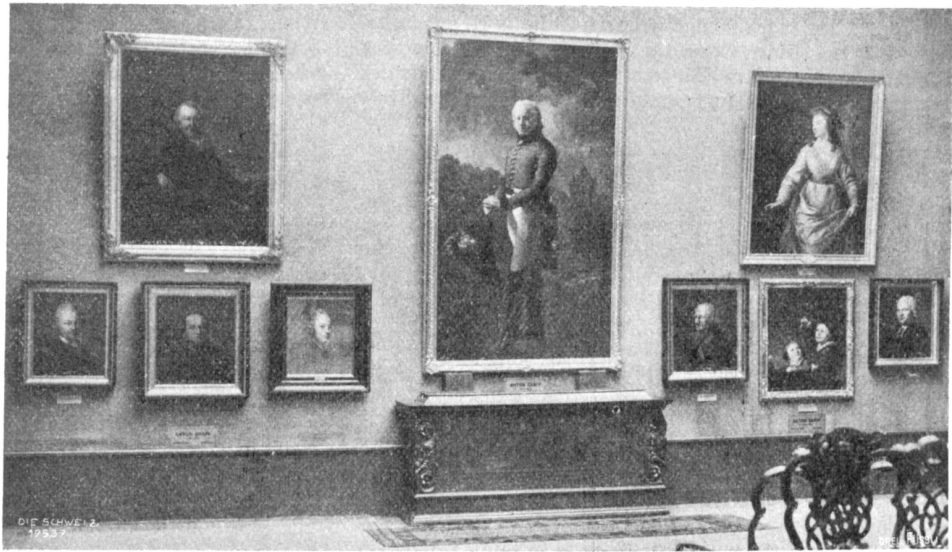
hier lebte ihm ein treuer, künstlerisch gleichgestimmter Freund in Daniel Chodowiecki, ja, zweimal, schon 1774 und wieder 1788, trat an Graff direkt die Versuchung heran, von der Elbe an die Spree überzusiedeln. Kein Wunder also, daß auch die heutige Reichsstadt noch in öffentlichem und privatem Besitz zahlreiche Bildnisse von Graffs Meisterhand aufweist: es lohnte sich wirklich, just in Berlin sein Andenken neu zu beleben. Und auch aus einem andern Grunde war diese Ausstellung eigentlich „fällig“, mußte sie kommen. „Nachdem die Gärten der ausländischen Kunst völlig ausgeplündert sind, geht man in Deutschland jetzt immer ernsthafter daran, die einheimische Kunst zu entdecken,“ schreibt Hans Rosenhagen. In der Tat, die Graffausstellung bei Schulte bedeutete ein Ereignis, das — nicht bloß für das große Publikum — zu einer eigentlichen Entdeckung führte, ganz erstaunlich war ihr Erfolg, als hätte man vordem gar nichts gewußt von der Existenz dieses Meisters! Wir hatten doch 1901 schon eine respectable Graffausstellung in Winterthur, die durch die Berliner keineswegs in Schatten gestellt ward — aber es scheint eben immer mehr zur Tatsache zu werden, daß etwas nach Berlin kommen muß als dem



Von der Berliner Graff-Ausstellung Abb. 1.

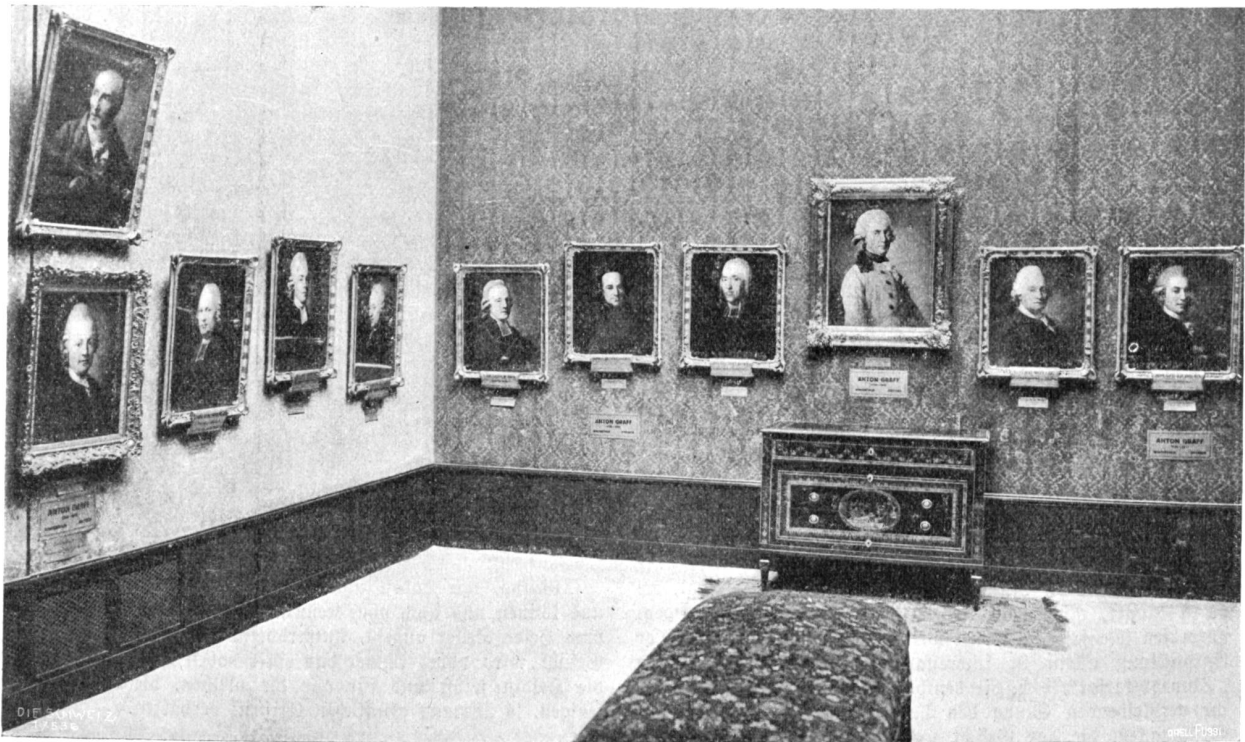
Brennpunkt deutschen Geisteslebens, um überhaupt mitzuzählen, um allgemeinste Beachtung zu finden und Aufsehen zu erregen.

— In vier stattlichen Sälen mit Oberlicht waren an die zweihundert Werke des Meisters vereinigt, die Bildnisse von Fürstlichkeiten und Adligen, von Gelehrten und Literaten, von Künstlern und Komödianten, von Notabilitäten, Kaufherren und schlichten Bürgersleuten, Vertretern der verschiedenen Stände jener bürgerlich-geistigen Epoche, in der Graff lebte und für die er, dieser männlich-ehrliebe und scharfblickende Schweizer Künstler, wie geschaffen, sozusagen der prädestinierte Porträist war. Wie hat er jeden einzelnen in seiner Individualität erfasst, mit Liebe das Sympathische aus ihm herausgeholt und das Persönlich-Charakteristische, wie läßt er stets den Mund sprechen und das Auge das Gesicht beherrschen, wie weiß er auch die Hände seinen Zwecken dienstbar zu machen, im Gegensatz etwa zu Lenbach, der in der Regel auf dies Ausdrucksmittel der Charakteristik verzichtete! Und zu den geistigen und zeichnerischen Vorzügen von Graffs Bildnissen kommt auch bei den meisten eine starke koloristische Wirkung, ihm glücken die delikatesten Farbenharmonien. Kurz, mit stets sich erneuerndem Genuß verweilt man bei den Schöpfungen dieses Meisters, sei es, daß einen das Gegenständliche fesselt oder daß man seine Freude hat an der künstlerischen Lösung der Aufgabe. Drei Auschnitte aus der Berliner Graffausstellung führen wir unsern Lesern vor.



Von der Berliner Graff-Ausstellung Abb. 2.

Da ist die Hauptwand im ersten, größten Saal (Abb. 1), bedeckt mit Bildnissen von „Allerhöchsten Herrschaften“ der fridericianischen Zeit, zum Teil aus dem Besitz des deutschen Kaisers. In Lebensgröße paradiert Prinz Heinrich von Preußen, der die Gesichtszüge seines großen Bruders, des „Alten Fritz“ in seltsamer Variation zur Schau trägt; das Schwarz der Rüstung und das Rot des pelzverbrämten Mantels klingen prächtig zusammen mit den fatten warmen Tönen des landschaftlichen Hintergrunds. Links davon nochmals der Prinz in ovalem Brustbild, rechts das Bildnis des Königs selbst, das freilich, weil erst nach seinem Tode gemalt, uns nur eine blasser Vorstellung dessen vermittelt, was der Meister geschaffen, hätte er den König von Angesicht zu Angesicht porträtieren können. Darunter links und rechts in zwei Exemplaren das famose Bildnis des Nach-



Von der Berliner Graff-Ausstellung Abb. 3.

folgers, des sog. dicken Königs Friedrich Wilhelm II. und weiter links auch das seiner Gemahlin Friederike Louise. Auch das Konterfei der berühmten Sängerin Mara „mit ihren pikanten kleinen Mäuszähnen“ hängt (zu äußerst rechts) an dieser Wand, weil aus kaiserlichem Besitz. — Aus dem zweiten Ausstellungsraum rührt unsere Abbildung 2 her. In der Mitte in ganzer Figur der Rittmeister Carl Adolf von Carlowitz in der Uniform der sächsischen Garde du corps, links, leicht zu erkennen, Lessing und Moses Mendelssohn (aus Zürcher Privatbesitz) sowie das feine (unvollendete) Selbstbildnis von ca. 1790, rechts zwischen Bodmers zermürbtem Greisengesicht und Propst Spalding (beide wieder aus dem „Schönbühl“ in Zürich) des Künstlers Knaben im Spiel mit Seifenblasen und darüber Eliza von der Necke mit der für sie bezeichnenden Bewegung der Hände. „Einst hatte sie mit Göcking, Zollikofer und andern Notabilitäten ein Diner bei Nicolai eingenommen und mußte nachher noch an den Hof gehen. Sie hob mit der Linken die Schleppe ihres grauseidenen Kleides auf, machte mit der Rechten eine anmutig grüßende Bewegung und sagte: Nun, meine Herren, muß ich mich empfehlen! Begeistert von der unbeschreiblichen Würde dieser Erscheinung rief Göcking: So muß Graff sie malen! Diese Idee wurde später wirklich ausgeführt. Graff in Dresden lieferte ein ausgezeichnetes Kniefstück, das über Nicolais Sofa hing und das ich noch immer als eine Zierde meiner kleinen Gemäldesammlung be-

trachte...“ So erzählt Parthey in seinen „Jugenderinnerungen“. — Schließlich unsere Abbildung 3, mit Bildnissen der Leipziger Universitätsbibliothek, die Graff zunächst im Auftrag des „Buchhändlerfürsten“ Philipp Erasmus Reich gemalt. Sie sind gruppiert um das aus der Leipziger Handelskammer stammende Porträt von Friedrich August, dem Kurfürsten, seit 1806 König von Sachsen, in der Uniform der kurfürstlich sächsischen Leibgarde. Rechts vom Kurfürsten der Leipziger Bürgermeister Carl Wilhelm Müller und der Orientalist Joh. Gottfried Eichhorn, links zwischen den Theologen Zollikofer und Morus wiederum Mendelssohn mit dem unvergänglich eigenartigen Denkerkopf zwischen den hohen Schultern, mit dem anziehenden fahlen Gesicht, aus dem die brennend roten Lippen und die tief liegenden dunkeln Augen hervorleuchten, dann der Arzt Joh. Georg Zimmermann aus Brugg, der bekannte Verfasser der „Einsamkeit“, die Theologen Niemeyer und Spalding und endlich unter dem lieben alten Baue als Siebzighährigem wieder das allbekannte Lessingporträt, das den lucidesten Geist in so unüber-trefflicher Weise im Bilde festhält...

Wiederholt schon war in unserer Zeitschrift von Meister Graff und seiner Bedeutung die Rede*), an der Gelegenheit wird es nicht fehlen, ein Mehreres noch von ihm zu sagen.

*) Vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 51. VII 1903, 207 f. IX 1905, 203. 06. 280. XII 1909, 236 f. O. W.

Helen Keller.

Nachdruck verboten.

Das Phänomen der taubblinden Amerikanerin, ihr ursprüngliches Dahinleben, ihre ersten Versuche, am geistigen Leben der Umwelt teilzunehmen, die Klugheit und Ausdauer einer wahrhaft genialen Erzieherin, die aus der Schülerin nicht nur eine gebildete Frau, sondern auch eine interessante Schriftstellerin gemacht, muß die ganze gebildete Welt interessieren. Am meisten hat naturgemäß ihr Vaterland an ihrem Geschick Anteil genommen. In zweiter Linie wäre Deutschland zu nennen, das, einer alten Tradition getreu, allen Erscheinungen geistigen Lebens mit warmer Sympathie entgegenkommt und den einmal entdeckten Autor mit allen seinen Werken kennen lernen will. Diese Neugierde oder, wenn man will, diese Teilnahme ist in Frankreich, Italien, Rußland und anderwärts für einen fremden Autor nicht so leicht zu finden, mag er auch noch so original sein.

Man kann allerdings in dieser Beziehung auch zuviel tun. Deutsch sind von Helen Keller nun vier Bücher erschienen, die „Geschichte meines Lebens“, erzählt in breiter Ausführlichkeit, aber ungemein anziehend, die Wanderung aus der finsternen schweigenden Nacht furchtbarer Einsamkeit zum Licht des Denkens, Empfindens und der Gemeinschaft mit der Welt. Die fünfzig deutschen Auflagen des Buches, das man nicht rezensieren kann, weil es der einfache, tatsächliche Bericht eines einzigen Faktums ist, sind denn auch ein erfreuliches Zeichen des Interesses und ein verdienter Erfolg für den Verleger Robert Luz in Stuttgart, der das Werk seiner Memoirenbibliothek mit Recht einverleibt hat. Die drei andern Büchlein sind bescheidenen Umfangs und fanden progressiv geringern Anklang. „Optimismus“, 1906 erschienen, steht vor seinem vierzigsten Tausend. „Meine Welt“ hat fünfundzwanzig Auflagen gesehen und „Dunkelheit“, das seeben erschien, wird den gleichen Anklang finden.

Damit dürfte nun das Problem nach allen Richtungen hin dargestellt sein. Man vergesse doch nicht, daß das Interessante an Helen Keller in den ungeheuren Schwierigkeiten liegt, die sie in langer, mühevoller Arbeit überwinden mußte, um dem normalen Menschen gleich zu werden. Die Beschreibung dieser Entwicklung allein ist interessant; speziell das sogenannte „Sinnesvitariat“, d. h. die denkbar feinste Ausbildung der drei ihr verbleibenden Sinne des Tastens, des Geruches und des Geschmackes, die das Gesicht und das Gehör durch ihre aufs-

höchste gesteigerte Sensibilität ersetzen müssen. Hier liegt das wirklich Neue, die eigentliche Offenbarung des Kellersproblems. Sonst aber hat uns naturgemäß die so sympathische, Klugheit und Herzengüte so glücklich vereinde Amerikanerin nicht viel zu sagen. Mit andern Worten: das über sie Wissenswerte glauben wir nun zu wissen, und es wäre zu wünschen, daß hungrige Verleger in Zukunft das Thema in weitem Veröffentlichungen nicht noch mehr ausschachten. — Einen trefflichen Dienst hat der Sache Helen Kellers und ihrer Popularität die Schrift des Taubstummenlehrers Rudolf Brohmer geleistet, der in selbstsam unkritischer Leichtfertigkeit in Berlin eine Schrift „Die Wahrheit über Helen Keller“ veröffentlichte, die dann doch eine bedenkliche Unwahrheit war. Hier wurde in Unkenntnis der Tatsachen das Keller-Phänomen als ein amerikanischer Bluff geschildert und die Echtheit der Lebensgeschichte Helens, speziell ihre Verfasserschaft, kühn bestritten. Dieses geistige Attentat auf eine Unschuldige brachte ihr und ihrer Sache jene Genugtuung und jene Sympathiebeweise, die gekrönte Häupter, wenn sie der Schutzlinie einer Pistolenkugel oder einem Bombensplitter entgingen, mit Behagen zu genießen pflegen. Die eigentlich Glücklichen aber waren diesmal die Verleger Helen Kellers, die sich mit Raubtierprüngen auf den Verleumdern stürzten und ihn vor der Öffentlichkeit mit gewaltigen Schlägen umbrachten. Zu einem letzten Schlage dieser Art auf den armen Brohmer, der in sehr loyaler Weise rückhaltlos seinen Irrtum öffentlich eingestand und alles Gesagte ehrlich und laut widerrief, holt Herr Justizrat Dr. Julius Gensel in einer im Auftrag des Verlages Luz verfaßten Schrift „Die Wahrheit über Helen Keller“ aus, die auf 72 Seiten wirklich nichts Neues bringt. Das Schriftchen ist zudem so populär gehalten, daß man sich fragen muß, ob es nicht als Jugendlektüre gedacht ist. Hoffentlich wird es der guten Sache nicht schaden und durch seine zahlreichen Zitate den Leser nicht verhindern, an der Quelle selbst zu schöpfen, was wir sehr bedauern müßten.

Genug, wir haben nun das ganze Material beisammen und können uns auch ohne Kenntnis des Englischen über alles, was Helen Keller angeht, unterrichten. Das erste und letzte Gefühl wird dabei immer das einer hohen Bewunderung für die Heldin selbst und für alle die bleiben, die ihr zu ihrer jetzigen, so überaus glücklichen Existenz verhelfen.

Eduard Plathhoff-Lejeune, Lausanne.